

Bambusnacht

Strada Masone 121 – 43012 Fontanellato.

13. Mai – 17.47 Uhr.

Ich kann zwar Italienisch, aber nicht ernst nehmen, was ich lese. Für *mich* haben sie diesen hölzernen Wolkenkratzer nicht in den Boden gerammt und so fürsorglich mit Warnungen gespickt. 0521-699799. Eine Notfallnummer für den Besuch eines Irrgartens? Ich bin nicht dement. Ohnehin – mein Akku. Einen Lageplan mitführen? Ich schalte doch keinen Thriller ein und recherchiere in den Werbepausen den Mörder.

Eine emsig grinsende, pausbäckige Comicfigur mit Scheitelfrisur empfiehlt in einer Sprechblase: »Besser in der Gruppe betreten. Zu Ihrer eigenen Sicherheit.« Darunter stolze Stimmen über »La Masone«. »Der herausforderndste Irrgarten der Welt« titelt der *Corriere della Serra*, »Schachspiel mit dem Unterbewusstsein« sagt *La Repubblica*, »Acht Hektar Adrenalin« lobt *Vanity Fair*. Für mich – die maßgebende Referenz – ist es nur ein harmloser Urlaubsausflug in der nördlichen Region Emilia-Romagna, sonst *nichts*.

Emilia-Romagna: die Essenz Italiens. Mittelalterliche Stadtkerne mit arkadengesäumten Plätzen, seligmachende Tagliatelle al Ragù mit ungeräuchertem Speck vom Schweinebauch und die glitzernden Sandstrände der Adriaküste, über die Polaroid-Erinnerungen von Generationen hinwegziehen. Darunter meine.

Eine Landstraße von hier, in Parma, hatte ich in den neunziger Jahren eine aufgeschlossene Bekannte, mit

knisternden Locken, Pralinenlippen und Dolce-Vita-Gang. Antonella, oh, Antonella. Erst nippten wir uns neugierig an den Mündern, dann sofften wir uns gegenseitig auf. Sie schmeckte mir so gut, dass ich fortan jedes Jahr im Hochsommer zu ihr fuhr; nach zwei Scheidungen genügten mir diese pflichtfreien Trips.

Doch dann kam ich nicht umhin, auch mit ihr Anstalten zu machen: Bilder von muskulösen Männern in Armani-Slips zu zerschneiden, die in Wahrheit ihre Cousins waren, ihren Physiotherapeutinnen-Kittel nach privaten Massageanfragen zu durchforsten, an ihrem Gewissen zu nagen, ob das Ergebnis unserer körperlichen Begegnung tatsächlich von mir stammt, ob ein Test möglich sei.

Irgendwann hatte sie es satt. Und drosch mir Pappelholz-Sandalen und Gedichtbände für Grundschüler um die Ohren. Die Gedichtbände hatte ich ihm geschenkt. Ihm, mit dem ich niemals gerechnet hätte. Er, der es vermochte, die Zeiger meines verdorbenen Denkens Stunde um Stunde zurückzustellen. Mir blieben Briefe und Telefonate. Und eine angebrochene Wandlung.

18.01 Uhr.

Der Wind jagt Pirouetten durch die verglimmenden Sonnenstrahlen. Hochkarätige Böen klatschen gegen meine Hüfte. Sie wollen mich wohl in das Labyrinth hieven. Haha. Ich stecke mein safaribraunes Leinenhemd in die Hose und kremple die Ärmel hoch; wie man das vor einem Eroberungsfeldzug eben macht. Meine Schritte könnten souveräner nicht sein. Ich sinke in den Taumel der Natur, schwebe durch das florale Gartentor, hinein in den schrecklich umwitterten Stern.

Auf hellem Schotter sind die ersten hundert Meter schnell geschafft. Ein Kinderspiel, wie ich es erwartet hatte; Mensch ärgere dich nicht, oder Vier gewinnt, wenn überhaupt. Eingehüllt sind die drei Meter breiten Wege, schätze ich, von fünf Meter hohen Hecken verschiedener Bambusse; da hinten, in der ersten Gasse, rauschten die Blätter wie Fontänen über mich hinweg, jetzt sprießen mir hingezüchtete Wanzenmuster-Sträuße vor die Nase. Das dichte Blattwerk öffnet nur hin und wieder einen Spalt, durch den es sich spähen lässt. Ich nehme diese und jene Passage, bemerke, dass es nur rechte Winkel gibt, keine Kurven, Spiralen oder verworrenen Pfade.

Aus der Mitte erhebt sich ein Nachbau der berühmten Cheops-Pyramide, gleichzeitig ein historisches Museum, aktuell mit der Ausstellung *Heldinnen der Pest*. Die von dutzenden Päpsten angeflehte Marienikone »Salus populi Romani« aus der römischen Basilika Santa Maria Maggiore verströmt dort, eingerahmt von Warnungsglocken und Krankenschwesterbriefen, ihre Wunder. Das fromme Fräulein kann das bekanntlich wie sonst niemand.

Die Spitze des Pharaonengrabs ragt knapp über die Bambuswände hinaus – ein Stück Hoffnung, an das sich schlichte Gemüter klammern können. Ein küchenpsychologischer Kniff, der manch einen hypnotisch antreiben mag, nicht aufzugeben.

19.55 Uhr.

Mit den vergehenden Minuten, sicher sind es inzwischen vierzig, stoße ich immer häufiger auf Sackgassen; mich locken trügerische Abkürzungen, denen ich nur schwer

widerstehen kann, meine Läufe münden in schweigenden Lichtungen. Trotzdem spaziere ich leichtfüßig. Die Behörden würden doch nicht genehmigen, dass sich jemand verirrt. Das könnten sie gar nicht verantworten. Ich sitze selbst auf dem Amtssessel; und prüfe die Anträge auf Arbeitslosengeld. Jede Kante und jeden Schwung eines jeden Buchstabens und einer jeden Zahl. Jedes Feld auf jedem Blatt muss ausgefüllt sein. Sonst bleibt das Goldsäckchen verschnürt!

Das musste auch mein erster bester Freund Toni Winkler akzeptieren, der im selben Kaff an der österreichischen Grenze aufwuchs wie ich. Er genoss in der Übertrittsklasse meine Nachhilfe in Deutsch, die Übertrittsklasse dennoch zweimal. An ihm kann das nicht gelegen haben, macht er mir klar, indem er mir auf dem Schulweg im Gebüsch auflauerte und mir den Mund bis zum Gaumenzäpfchen mit Rindenmulch vollstopfte. »Mogst noch mehr Scheiße fressn?«, fragte er, als ihm auffiel, dass ich nicht mal mehr husten konnte. An meinem elften Geburtstag prügelte er mich in die Grube neben dem Bahnhofsgebäude; er warf mir eine Handvoll Tollkirschen hinterher; mein Geschenk, die schmeckten gut, die müsse ich mal probieren, ich Zootier. Schamhaft zerflossen, wagte ich erst gegen Nachmittag, wieder hinauszuklettern.

Dann saß er in meinem Passauer Büro, der Toni. Von seinen trapezförmigen, auseinanderklaffenden Zähnen, die mich damals höllisch auslachten, war nur noch jeder Dritte übrig – in grotesker Reihenfolge und »nur noch so a weng mit der Wurzel verbunden«, wie er jammerte. Er konnte das Essen, das er sich nicht leisten konnte, also noch nicht mal kauen, mit Ende Vierzig. Doppelt tragisch.

Ich legte enttäuscht den Kugelschreiber auf seinen fehlerhaften Unterlagen ab, verschränkte die Arme und schüttelte den Kopf; und er begriff, dass er sich das Gebiss selbst feilen muss, vielleicht aus online ersteigertem Elfenbein, ofenwarm aus China.

»Da kann man nichts machen, Toni.«

21.08 Uhr.

Der aristokratische Kunstmäzen und Skulpturensammler Franco Ricci soll sich mit der Anlage einen Kindheitstraum erfüllt haben. Die Spiegelkabinette der Schausteller, die in Parma gastierten, hätten ihn inspiriert. Wie ominös muss ein Kind sein, sich einen Irrgarten auszumalen, aus dem niemand mehr herausfindet? Es muss vom Rand des Tiefschlafs in seine Alpträume gesprungen sein. Im Ozean der Illusion ist es bis zum Grund getaucht, um die funkelndste Perle aufzuspüren. Dieses Kind zerrt nun an meinem Ärmel, um mich in die Tiefe, in *seine* Tiefe, sein traurig träumendes Blau zu ziehen.

Das erinnert mich an eine fantastische Erzählung von Jorge Luis Borges, die ich als Jugendlicher zufällig aufstöberte; im Speicher, in den ich mich gerne zurückzog, wenn meine Alten mal wieder über Kilometerstände, Tablettenrationen oder die Tulpen der Nachbarn stritten. Sie handelt von einem Punkt im Raum, in dem sich alles offenbart, was uns umgibt: das Aleph.

»Ich sah das Aleph aus allen Richtungen zugleich, sah im Aleph die Erde und in der Erde abermals das Aleph und im Aleph die Erde, sah mein Gesicht und meine

Eingeweide, sah dein Gesicht und fühlte Schwindel und weinte, weil meine Augen diesen geheimen und gemutmaßten Gegenstand erschaut hatten, dessen Namen die Menschen in Beschlag nehmen, den aber kein Mensch je erblickt hat: das unfassliche Universum.«

Ich versank mit Haut und Haaren in diesen Schilderungen. Die Wellen der Beklemmung – mit jeder Zeile gewaltiger. Am geborgendsten Ort im Haus kreiste ich in einem Strudel der Fragen, schnappte nach Ordnung.

Mir gelingt es nicht mehr, meine Gedanken geschickt zu sortieren. Es ist Sonntag. Auf dem Eingangsschild war ein Ruhetag angekündigt... richtig? Morgen? Was ist, wenn das Labyrinth nur am Wochenende auf hat? Warum öffnet es so selten? Es geht doch um die sorgsam geglätteten Scheinchen der Touristen. Meine Fersen sind wundgescheuert, an den Zehen keimen Blasen.

22.47 Uhr.

Der Mai hat die Wolken abkommandiert und das Licht ausgeknipst. Weiter streife ich durch die Gänge, jetzt fast blind, und zusehends kopflos, wie ein Pils-Penner, der zwischen den Graffitis der Großstadt von Stahleimer zu Stahleimer torkelt. Manchmal raschelt es neben mir. Maikäfer. Oder Eichhörnchen. Keine Ratten. Oder Schlangen.

Schlangen in Italien? Haha. Zumindest keine Giftschlangen, wie ich sie aus den National-Geographic-Dokumentationen kenne. Letztens haben sie die

Sandrasselotter porträtiert. Ihren Namen verdankt sie ihren Schuppen, mit denen sie peruanisch Musik macht, wenn sie sich bedroht fühlt. Sie gräbt ihren von felsgrauen Balken ummantelten Körper zwischen Westafrika und Sri Lanka im Sand ein; bis nur noch ihre senkrechten Schlitz-Pupillen aus dem Versteck lugen; bis sich jemand nähert, den sie zwicken kann. Mit ihrem Gift spritzt sie jährlich fünftausend Menschen ins Jenseits; ihre Röhrenzähne vergraben sich saftig tief in unser Fleisch.

Das hat der Sprecher mit einem vorbildlich sonoren Vorleser-Timbre und einer Prise Süffisanz aus einem polierten, mollig temperierten Tonstudio heraus geschildert. Er ist eben Poet, kein Jäger. Er schießt nur mit Worten. Allenfalls jagt er die Fliegen, die auf seinem Manuskript die Silben verdecken – mit dem flippenden Zeigefinger, gnadenlos schonend.

Wie dem auch sei, vor mir kreuzen nur Salamander, Raupen oder Regenwürmer den Weg. Regenwürmer. Mit einem Tritt sind sie ausradiert. Das heißt... so einfach ist es nicht. Die Hälften winden sich eine Weile in sämtliche Himmelsrichtungen, ähnlich einer Hydra, jedoch kläglicher, ein Teil kriecht in die Quicklebendigkeit zurück, träumt neue Träume.

Das versetzte mir als Kind – das Wurmexperiment war für mich ein stimulierendes Schulweg-Ritual – einen Stich in die Logik. Zerhackte Leiber, die weiterleben; das kannte ich nur aus Filmen, die ich heimlich schauen musste. Sonst hätte ich Salto-Mortale-Ohrfeigen gekostet.

23.29 Uhr.

Ein Schrei durchdringt meinen Nacken; gleißend wie ein vollbremsender Intercity, aber irgendwie gebrochen und dumpf. Hat es jemanden angefallen? Wer ist hier noch? Die ausweglose Lage, die mir das Schicksal vor die Füße geworfen hat, gewinnt schlagartig an Bodenlosigkeit. Hektisches Atmen verwandelt sich in röchelndes Keuchen.

Mein Herz schleudert Paukenschläge, obwohl ich kein verdammtes Symphonieorchester bestellt habe; nie hätte ich außerdem gedacht, es nicht mehr selbst dirigieren zu können; Die Schläge rumpeln wie Gesteinsbrocken durch meinen Rachen. Sie biegen brodelnd in meinen Gehörgang ein, laden sich auf wie eine Arie, die den höchsten Ton erklimmt, schwellen zu Meteoriten an; doch sie platzen nicht.

Im Speicher, abgeblätterter Lack. Auf dem Fenstersims stellte ich einst meine Ellenbogenspitzen ab, und beobachtete sie, durch das Fernrohr, die kohligen Chondriten und die kristallinen Pallasiten, diese Ikonen, mit ihren sanften, berechenbaren Flugbahnen, frei von Sein und Zeit. Berechenbar ist *jetzt* nichts mehr.

23.30 Uhr.

Ein schimmerndes Wesen prescht aus verborgenen Gefilden empor. Ich kneife meine Augen zusammen. Die Konturen zeichnen einen ausgeprägten Vogel. In seinem Schnabel glüht ein flaches Rechteck, das ich nicht näher definieren kann. Noch im Aufsteigen schüttelt das Vieh – drei Straßenlaternen über mir – seinen Schopf. Es wirft seine

Beute ab; sie ist keine Delikatesse, oder hat die Zunge versengt.

Das Objekt nimmt Fahrt auf, peilt meine Stirn an. Fragen, die ich fern halten wollte, stürzen mit herab. Will ich überhaupt ausweichen? Kontrolliert zu sterben, ist klüger, als im April und zu Weihnachten Grüße nach Parma zu versenden, die von dünnhäutigen Mutterhänden zerrissen werden, als Menschen, die nicht Toni Winkler heißen, schöne, kräftige Zähne zu verweigern, als geistamputiert wie ein Zombie durch einen Irrgarten im Nirgendwo zu streunen. Bei Nacht!

Ich blinzle, erwache, verstehe, dass ich noch da bin; kauern zwischen Wänden aus Bambus. An meinem Fuß blinkt und hüpft ein silbernes Mosaik; ein Smartphone mit zerschnittenem Bildschirm, auf ihm entzifferbar: »Lucia«. Ich traue mich nicht abzunehmen. Was, wenn es die Enkelin des Mäzens ist, der dieses perfide Gefängnis errichten ließ? Sie will mir noch mehr Unheil senden. Ich kann nicht begreifen, dass *ich* das bin.

23.32 Uhr.

Das Smartphone ist verstummt. Ich hebe es auf und fahre mit dem Zeigefinger seine geriffelten Ränder nach. Die Carabinieri anrücken lassen? Niemals. Nicht im schmerzlichsten Notfall binde ich mir dieses Pack ans Bein. Die kassieren für jede Ziffer der Notrufnummer, die ich hätte einspeichern sollen, ein Scheinchen in Ocker.

Alle stecken sie unter einer Decke: der Mäzen, die Bullen, Lucia, Toni Winkler und Silvio Berlusconi; in einer Taverne im Kellergewölbe der Pyramide prosteten sie sich,

eingeflammt durch einen mehrstöckigen Svarovski-Kronleuchter, mit Frizzante aus venezianischen Lagunentrauben zu; aus einem riesigen Aquarium fischen sie mit langhalsigen Silberlöffeln Gillardeau-Austern; das erbeutete Eiweiß lassen sie frivol in ihren Schlund gleiten. Auf einer Leinwand verfolgen sie, wie sich ein Lemming nach dem anderen in den Wahnsinn verfranzt; sie rülpfen sich vor Begeisterung gegenseitig in den Schoß; ihre Speicheltropfen spritzen auch auf die pittoresk gemusterten Marmorsärge der Geholten, die, vor dem Tresen aufgereiht, die Szenerie abrunden.

Ich hebe den Kopf und betrachte einige Minuten die wenigen Dutzend Sterne, die aus dem stockschwarzen Himmel wie sensationsgierige Augen auf mich herabglotzen. Was wollt ihr eigentlich von mir?

23.35 Uhr.

Endlich kommt mir eine Idee, und ich habe sowieso keine Wahl; bevor ich selbst um Hilfe flehe, sollen es andere tun. Ich tippe in der Adressleiste des Handys Y-o-u-t-u-b-e ein; und fahnde nach »Help!« von den Beatles als Signal durch die Hecken, dass ich verloren bin, und an den Halter, dass sein Gerät entdeckt wurde. Sorry, Mister Jagger, aber mit »Sympathy for the Devil« würde ich ungünstige Erwartungen wecken. Ich tippe auf das Vorschau-Bildchen mit Paul und seiner Retro-Klumpfe: Play.

Die Bridge verklingt und der Refrain bringt sich in Stellung, als wieder Lucia dazwischenfunkte. Herrgott, lass mich in Frieden! Ich drücke sie weg. Play.

*Help! I need somebody.
Help! Not just anybody.
Help! You know I need someone.
Help!*

Warten.

*Help me if you can, I'm feeling down.
And I do appreciate you being 'round.
Help me get my feet back on the ground.
Won't you please, please help me?*

Hoffen.

23.52 Uhr.

Die Pilzköpfe skandieren bereits zum siebten Mal, dass sie »jemanden brauchen«, als ich auf der Parallelroute Schritte orte. Ich drehe die Musik leiser. Was zum Luzifer treibt ein Mensch um Mitternacht in einem Labyrinth – geflüchtet aus der Irrenanstalt? Womöglich eine multiple Persönlichkeit; sechzig diagnostizierte Seelen schwirren aus entrücktesten Einflugschneisen herbei, vermisste Söhne, menschenköpfige Kakerlaken, Siamkatzen mit Libellenflügeln und so weiter.

Ob krank oder gesund, manchmal wohnen doch wirklich bizarre Kontraste in uns. Vielleicht haben sich in einem der Löcher der Hecken zwei Feuerwehrmänner versteckt und nesteln gerade in Streichholzschachteln, die sie unter ihren Helmen hervorgezaubert haben. Sie sind bei ihren Kollegen beliebt. Sie löschen Brände rasch.

23.54 Uhr.

Die Schritte konkretisieren sich. Sie sind forsch. Äste, Eicheln und Schneckenhäuser zerknacken. Fünf, sechs, sieben, ACHT, NEUN, ZEHN. Flecken flimmern durch die Hecken; wohl von Hemdsärmeln oder Hosenbund. Gleich biegt die Person ab, trifft auf meine Spur.

Hier gibt es keine Regeln. *Jetzt* nicht mehr. Ich klemme in einer Presse, deren Wände sich in zärtlicher Zeitlupe zusammenschieben. Die feinen Nebelschwaden unter dem scheinwerfenden Mond ziehen als Bleipulver in meine Nasenlöcher.

Was würde ich nur für ein Tranchiermesser geben, gewetzt in japanischer Handarbeit, in den winzigen Kellerstuben von Meister Aritsugu aus Kyoto, dessen schlaff herabhängende Backen lüstern mitwackeln, wenn er in achtundachtzigjähriger Gewissheit die Klinge über den Schleifstein treibt, in einer Dokumentation gesehen.

Eins steht fest: Lucia wird mich nicht in Fetzen reißen und sich über meinen dampfenden Organen die Fingerchen reiben. Nachts drangsaliert sie mit Terroranrufen unbescholtene Bürger, um ihrem Leben ein Tröpfchen Aufmerksamkeit aus der Rippe zu quetschen. Soll sie doch anschaffen gehen – wenn es ihre Abmessungen erlauben. Puttana!

Am Ende des Weges blitzt ein Ellbogen in mein Sichtfeld. Just jetzt fällt mir ein: Auf dem Eingangsschild war daumengroß mit Bleistift ein Revolver skizziert. Der Lauf zielte auf den armseligen Scheitelkopf.

Nein! Ich trage keinen Scheitel. Ich habe keinen Dunst, wie Coiffeure meinen Schnitt betiteln würden, ein Scheitel ist das aber nicht. Eher ein, doch, ja, ein schiefer Pony.

Die Beatles haben die Bühne geräumt. Ich schwitze Adrenalin, auf dem nichts mehr wachsen wird. Mein durchtränktes Hemd quillt aus der Hose.

23.55 Uhr.

Eine Silhouette, zweifellos von einem Mann, dreht sich um die Ecke. Sie ist alles andere als schüchtern. Sie läuft fokussiert auf mich zu. Ich bin starr; wie ich es gelernt hatte. Der Umriss rückt weiter vor, ohne mit der Zehe zu zucken. Was drängt diesen kruden Typen? Hat er nichts zu tun? Keinen Job? Keine Kohle?

Der Rhythmus seines sterilen Atems liefert mir kein Indiz, wie er mental beschaffen sein mag. Drahtige Haare, zu einem Dutt gebunden, die Ränder raschelkurz rasiert. Er nähert sich raumgreifend, als sei es selbstverständlich, um diese Uhrzeit in einem Irrgarten einen Fremden zu begrüßen: »Buona sera, come stai?« »Tutto bene, was sonst?«

Ich kann mich nicht überwinden, seine Augen anzuvisieren. Ich bevorzuge die Ausfahrt an den Stirnfalten, reise über seine Konturen hin zur Wange, fädle am Kinn wieder ein. Über Hals und Brustbein erstreckt sich eine breite, geflochtene Kette, an der ein kleiner Schlüssel zappelt; wahrscheinlich ein Haustürschlüssel. Er schreitet weiter auf mich zu. Er scheint nur *eine* Meinung zu kennen.

Ich begleite meine Augäpfel die Treppe der klassischen Morde hinab; fadenartige Bäche aus Blut rinnen über die mittleren Stufen; dort muss ich das Gleichgewicht wahren, seine Hüfte nach einem Revolver oder anderen Technik des Todes abtasten. Ich pilgere über seinen schmalen Oberkörper, ein weißes T-Shirt; auf ihm ein Heer

an einzelnen Menschenköpfen. Drecks Kannibale... Meine Herzkammern rattern.

Dann schwenke ich zur rechten Jeanstasche, er trägt eine betongraue Röhrenjeans, nichts Auffälliges, zur linken, eine rechteckige Wölbung. Eine Kaugummipackung? Zigarillos? Ein Schweizer Taschenmesser? Die Finsternis hinterlässt ein Risiko. Der jüngere Mann um die Dreißig stoppt eine Kleinwagenlänge vor mir abrupt ab. Ich blicke ihm auf die Stirn. Er mich frontal an.

23.57 Uhr.

»Hast du das Lied abgespielt? Kann ich dir helfen, mein Lieber?«, spricht er.

Seine Stimme klingt ruhig und friedlich. Als sei ein Vorhang gefallen, dämpft sie mein Zittern, und lotst mich die gemiedenen Zentimeter zu seinen Augen hinab. Sie schimmern nougatbraun und beheimaten für einen Mann ungewöhnlich lange und geschwungene Wimpern. Sie gefallen mir, wenn ich das sagen darf.

Dass ich ihn stumm und mit geöffnetem Mund anstiere – er weiß ja nicht, dass ich ihn gebannt erkunde – bewegt ihn, die Situation weiter zu entschärfen. Er lächelt. Lässig wie jemand, an dem brisanteste Probleme wie Papierflieger vorbeisegeln.

»Heikles Abenteuer, was? Wunder‘ dich nicht, tagsüber ist es mir hier zu langweilig, daher durchlaufe ich das Labyrinth gerne im Dunkeln. Als Literaturstudent habe ich ausreichend Zeit für so einen Quatsch. Ein Spaß, sag‘ ich dir.«

Er kippt den Kopf und deutet auf meine Hand.

»Wie ich sehe, hast du mein Handy gefunden, oder? Diese Raben werden immer frecher«, nickt er knapp, als wolle er mich ermuntern, ihn zu bestätigen.

Wie in Trance und maschinell reiche ich ihm das Telefon.

»Ich konnte es nicht mehr retten«, fasse ich zaghafte Worte. Sie klingen, als stammten sie von einer Person, die hinter mir steht und durch meine Hülle hindurchspricht.

»Hauptsache, es hat dich nicht erschlagen«, scherzt er.

Er bedankt sich, nimmt mir das Gerät ab und schiebt es vorsichtig in die rechte, seine freie, Hosentasche. Mit den Fingerknöcheln klopft er auf die linke Tasche.

»Fast hätte ich dich mit meinem Ersatzhandy angefunkelt. Aber für mein klobiges 90er-Nokia ist der Empfang eine ziemlich verrückte Challenge«, zwinkert er.

Ich erkenne, dass die dutzenden Köpfe auf seinem Shirt zu einer Kundgebung gehören. Auf dem Schild eines Demonstranten prangt »Malcolm X«, auf einem anderen »Integrated Schools Now!« Wir befinden uns in den Vereinigten Staaten der Sechziger Jahre, Aufmärsche für Bürgerrechte.

»Komm mit, mein Lieber, ich zeig dir den Ausgang. Wenn du in ein Hotel oder so musst, kann dich meine Frau Lucia hinfahren. Sie holt mich ab.« Er wedelt höflich mit der Hand.

Lucia, denke ich... Lucia. In mir braut sich Scham zusammen.

»Ach, Lucia. Ihre reizende Frau hat ein paar Mal angerufen, sie sorgt sich vermutlich um sie. Aus Respekt wollte ich nicht abheben«, lüge ich.

Er zieht die Braue hoch und reibt sich die stacheligen Wangen. Warum er das tut, ist mir nicht klar. Empfindet er

mein ignorantens Verhalten als Affront? Stört ihn meine spießige Art? Oder löst dieses Treffen dieselben irritierenden und merkwürdig anfassenden Gefühle in ihm aus, wie in mir?

Ich überbrücke wohlwollend.

»Ehrlich gesagt, bin ich Ihnen fürchterlich dankbar, dass Sie mich gefunden haben. Gerade rechtzeitig für eine zweite Chance, hier herauszukommen. Ich bin ihnen unendlich dankbar.«

Er kommt näher. Wieder knackt es. Seine Pupillen flackern über mein Gesicht.

23.59 Uhr.

Dann erweichen seine Züge. Sie erweichen in einer Weise, als habe ihn eine befreiende Erkenntnis ereilt.

»Nimm es nicht so hart, dich verlaufen zu haben. Nur wer sich verliert, kann sich finden. Erzähl mir mehr von dir. Wie heißt du?«

Spätestens jetzt war ich dem Jungen verfallen. Seiner Güte, seinem sonderbaren Charme, seinem leichten Kopf, seiner, irgendwie, Güte oder sogar Liebe im Moment. Wie wir uns abtasten, uns anerkennen, alles ist so seltsam persönlich. Doch die Ahnung, die ich hege, ist zu weitreichend, um sie für gültig zu erklären.

Ich beschließe, mich fallen zu lassen, mich in unsere Geschichte hineinzubegeben; und strecke ihm meine Hand entgegen.

»Konstantin.«

Die Wege weiten sich. Ich begreife, dass sich Vertrauen wie Fliegen anfühlen kann.

Er spreizt seine Finger. Ein rosinengroßes Muttermal an seinem Daumengelenk; ein Stempel in meiner Erinnerung.

Der Film beginnt: Ich wähle. Antonella hebt ab. Sie will nicht reden. Dann Drohungen: keine Briefe mehr, keine Bitten, es ist, wie es ist, und es bleibt so! Atempause. Dann er, der mir gerade gegenübersteht, im Hintergrund. Er poltert die Treppenstufen hinab und verabschiedet sich.

»Bin wieder im Labyrinth. Werde abgeholt. Ciao, Mama.«

Ich schrecke zusammen; ohne mich zu rühren. Plötzlich war er wieder da, für Sekunden. Ich hatte mir so oft ausgemalt, wie er sich anhören würde, nach all den Jahren, in denen ich ihn nicht sehen durfte. Mich gefragt, ob er die Gedichte mochte, die ich ihm schenkte. Ob er aus den behutsamen Gesprächen etwas mitnahm, die ich mit ihm führte, über die vielfältigen Farben der Menschen, den geheimnisvollen, kaum einstudierbaren Tanz zwischen Burschen und Mädchen, aber auch die wagemutige Reise von Meteoriten durch die Milchstraße, oder jene der Donau-Barben, die zum Laichen ans Ufer schwimmen.

Sie knallt den Hörer auf. So brutal, dass ich wusste, es würde das letzte Telefonat sein. Ich lege mich kalt ins Bett. Ich denke an ihn, denke an nichts, wieder an ihn. Das tat ich oft, noch öfter im Hochsommer.

Sein Blick wandert an meiner Schulter vorbei, hin zur Pyramidenspitze. Nie war ich ihr heute näher, wird mir auf einmal bewusst. Doch wollte ich sie je erreichen?

Er umschließt meine Hand.

Wärme.

Ich lasse mich selbst hinter mir. Und trete aus nächster Nähe in sein Augenlicht.

Ich weiß es jetzt.

»Gianni, für dich«, sagt er.

»Gianni«, sage ich, und lege meinen Kopf auf seiner Brust ab.

6:11 Uhr.

Ich blinzle, erwache.

»Was ist passiert?«

Mein Kopf fühlt sich an wie ein schlecht empfangbarer Fernsehsender. Ich liege bäuchlings und mit dem Gesicht zur Seite auf dem Boden, beide Arme zeigen nach oben. Ich hebe das Kinn und schüttele den Kopf. Ich richte mich langsam auf und stütze mich auf einem Ellenbogen ab. In meiner Backe haben sich Kieselsteine eingenistet, die ich aus dem Gesicht picke.

Ich lasse den Blick schweifen. Die Sonne glitzert aus hinteren Ebenen des Himmels hervor. Ihre Strahlen rutschen auf den Bambusblättern hinab und verwandeln sie in saftig glühende grüne Designer-Lampen. Es duftet fruchtig und anhebend, nach frisch geborenem Frühling. Irgendwo aus einem der ersten Vorort-Häuser höre ich hauchdünn deftiges Babygeschrei. Näher sind die bachklaren Gesänge der Zaunkönige und Rotkehlchen, die aus den Büschen heraus die ganze Klaviatur erklingen lassen »Little Mozarts« würde ich diesen Chor taufen.

Noch benommen schaue ich an mir herab. Neben meinem Fuß liegt ein Smarthone. Ich erinnere mich. Ein stattlicher Vogel hat es heute Nacht fallen gelassen. Ja. So war es doch. Wie lang habe ich hier überhaupt gelegen? Ein

Rabe? Ich nehme das Smartphone in die Hand. Sein Bildschirm ist unversehrt, auf ihm in großen Lettern entzifferbar: »6:13« und »Telecom Italia«. Ich rufe die Polizei an. Die Beamten werden mich sicher nach draußen geleiten. Ich tippe die Nummer ein. Das Baby hat inzwischen aufgehört zu schreien.